

Heribert Becker
Lieder des Ungeliebten*
Guillaume Apollinaire Rheinland-Aufenthalt 1901/02

Im Frühling des Jahres 1902 schrieb ein gewisser Wilhelm de Kostrowitzky Gedichte wie das folgende:

*Le mai le joli mai en barque sur le Rhin
Des dames regardaient du haut de la montagne
Vous êtes si jolies mais la barque s'éloigne
Qui donc a fait pleurer les saules riverains*

*Or des vergers fleuris se figeaient en arrière
Les pétales tombés des cerisiers de mai
Sont les ongles de celle que j'ai tant aimée
Les pétales flétris sont comme ses paupières*

*Sur le chemin du bord du fleuve lentement
Un ours un singe un chien menés par des tziganes
Suivaient une roulotte traînée par un âne
Tandis que s'éloignait dans les vignes rhénanes
Sur un ffre lointain un air de régiment*

*Le mai le joli mai a paré les ruines
De lierre de vigne vierge et de rosiers
Le vent du Rhin secoue sur le bord les osiers
Et les roseaux jaseurs et les fleurs nues des vignes*

(Im Mai im schönen Mai in Booten auf dem Rhein
Herab von Bergeshöhe schauten Damen heiter
Ihr seid so schön jedoch das Boot es gleitet weiter
Die Uferweiden weinen was macht ihnen Pein

Die Blüten hinter uns erstarrten an den Bäumen
Die Blütenblätter die im Mai der Kirschbaum gibt
Sind *ihre* Fingernägel die ich so geliebt
Verwelkt sind sie wie Augenlider über Träumen

Gemach auf einem Weg entlang dem Stromesrand
Folgten Zigeuner dort mit Affe Bär und Hunden
Dem Zirkuswagen dem ein Esel vorgespannt
Indes im Weingelände das der Rhein durchwand
Mit ferner Pfeifen Lied ein Regiment entschwunden

Der Mai der schöne Mai schmückt die Ruinen mild
Mit Efeu Heckenrosen und mit wildem Weine
In Uferweiden spielt und wühlt der Wind vom Rheine«
In Rebenblüten nackt und plauderhaftem Schilf)

Übers. Johannes Hübner

*Dieser Text ist ein leicht abgewandelter Hörfunkbeitrag.

Diesem Gedicht mit dem Titel »Mai« ist ein genauer Vermerk über Ort und Zeitpunkt seiner Niederschrift beigefügt: »Leutesdorf, Mai 1902«. Der Text, der trotz seines Titels recht melancholisch klingt – ganz offensichtlich einer Freu wegen –, ist also am Ufer des Rheins, nicht weit von Bonn, entstanden. Sein Verfasser ist, wie gesagt, ein junger, angehender Dichter mit Namen Wilhelm de Kostrowitzky, damals noch ein gänzlich unbekannter Autor, der aber bereits einige Jahre später unter seinem Pseudonym Guillaume Apollinaire zu einem der führenden Vertreter einer neuen Art der lyrischen Dichtung in Frankreich wurde. Apollinaires Werk, das in den 1913 bzw. 1918 erschienenen Gedichtbänden der *Alcools* und der *Calligrammes* gipfelt, aber auch bedeutende erzählerische Texte wie die in den Sammelbänden *Erzketzer und Co* und *Der gemordete Dichter* enthaltenen umfaßt, markiert eine wichtige Etappe in der Entwicklung der Literatur des 20. Jahrhunderts. In Frankreich, wo es zuerst publiziert wurde, aber auch in anderen Ländern hat es sofort richtungweisend, zum Teil sogar stilbildend gewirkt. Bereits 1917 schrieb der junge Lyriker Pierre Reverdy: »Was Wunder, daß wir den Augenblick für gekommen halten, uns um Guillaume Apollinaire zu scharen? Mehr als irgendein anderer heute hat er neue Wege beschritten, neue Horizonte eröffnet. Ihm gebührt unsere ganze Zuneigung, unsere ganze Bewunderung.«

In Apollinaires kleiner, mit Plastiken aus Afrika und Ozeanien und mit Werken junger Maler vollgestopfter Wohnung am Pariser Boulevard Saint-Germain trafen sich, neben vielen anderen, die damals 20-jährigen André Breton, Philippe Soupault und Louis Aragon, die künftigen Gründer des Surrealismus – ein Wort übrigens, das Breton von Apollinaire übernehmen sollte. Rückblickend nannte er diesen 1952 eine »Dichtergestalt allerersten Ranges«. Er sei für ihn ein Mensch gewesen, »dessen dichterisches Genie alle anderen überstrahlte und auf den stets alle Augen gerichtet waren [...]. Einer so außerordentlichen Persönlichkeit wie ihm bin ich seither nicht wieder begegnet.«

Seine Stellung als Hauptinitiator der künstlerisch-literarischen Avantgarde der Zeit zwischen 1910 und 1920, aus der Bewegungen wie der Kubismus, der Dadaismus und der Surrealismus hervorgingen, verdankt Apollinaire in der Tat der Entschlossenheit, mit der er sich, obwohl eng der Tradition der französischen Dichtung bis zu Nerval und Verlaine verbunden, um neue Inhalte und Ausdrucksformen für die Literatur bemühte, Inhalte und Formen, die der veränderten Realität des modernen, von Wissenschaft und Technik geprägten Lebens Rechnung tragen sollten. In seinen Anfängen noch von der Romantik und von der recht weltflüchtig gewordenen Poesie des Symbolismus beeinflußt, gelang es Apollinaire im Laufe seines kurzen Lebens – er starb einen Tag vor Ende des Ersten Weltkriegs, erst 38 Jahre alt, an den Folgen einer in diesem Krieg erlittenen Kopfverletzung, die durch die damals grassierende Spanische Grippe tödlich verlief –, das Gedicht wieder mit jener konkreten Lebensrealität anzufüllen, die seine Vorgänger mehr und mehr aus ihm verbannt hatten. Grundlage dieser neuen Art, die Welt dichterisch zu erfassen, waren bei ihm ein außerordentlicher Lebens- und Erfahrungshunger, eine schier unersättliche Neugierde gegenüber allen Phänomenen der Welt. »Versessen auf das Neue«, wie er von sich selber sagte, ein geistiger Abenteurer im besten Sinne des Wortes, verteidigte er als erster die Wagnisse der kubistischen Malerei – er war derjenige, der Picasso durchsetzte – und forderte 1917 in seinem Text »Der neue Geist und die Dichter« auch die Schriftsteller auf, mit allen Konventionen und Konformismen zu brechen. Das konkrete, eigene Erleben, namentlich die lebenslang gesuchte Erfahrung der Liebe, für ihn die intensivste Manifestation allen Verlangens nach Wirklichem, ist auch die Quelle, aus der Apollinaires Werk sich in der Hauptsache speist. Jedes seiner Gedichte, schrieb der Autor der *Calligrammes* einmal, sei die Vergegenwärtigung eines Ereignisses aus seinem Leben.

Der libidinöse Charakter seines neuen Verhältnisses zur Realität bewirkte, daß zugleich auch die *innere* Wirklichkeit, die eigene Subjektivität für Apollinaire ein zentraler Erfahrungsgegenstand wurde, den er mittels einer ungezügelten Vorstellungskraft als scheinbar ordnungslosen Strom assoziativer, alogischer Bilder dichterisch zum Ausdruck brachte. Diese Vorstellungskraft, die fortwährend Überraschendes hervorbringt – und gerade diese Überraschung, *la surprise*, sei »die große neue Triebkraft«, wie Apollinaire verkündete –, verband und durchdrang sich so unmittelbar mit seinem Sinn für das Reale, daß dieses sich ins gleichsam Surreale verwandelte, in dem das Alltägliche auf die natürlichste Weise als Wunderbares hervortrat. Beides, Realitätssinn und Imagination, zu denen als weiteres Element der poetische Humor tritt, befreiten bei Apollinaire die Dichtung auch formal weitgehend von ihren überkommenen Fesseln. Neben einer Reihe neuer literarischer Techniken, darunter das zur Erfassung trivialster Partikel der Alltagsrealität entwickelte »Gespräch-Gedicht« oder das *poème simultanéiste*, das eine dem modernen Weltverständnis angemessenere Darstellung des Wirklichen gestatten sollte, praktizierte dieser Wegbereiter aber auch, vor allem in seinem Frühwerk, mit großer Virtuosität das »alte Versespiel«. Zugleich letzter Vertreter des romantischen Lyrismus und einer der ersten Repräsentanten modernen dichterischen Ausdrucks, sowohl Volksdichter als auch Experimentator, hinterließ Apollinaire ein Werk, das thematisch und ästhetisch so vielgestaltig und facettenreich, ja stellenweise widersprüchlich ist, daß es zuweilen den Anschein hat, als entstamme es der Feder verschiedener Autoren.

*Mon verre est plein d'un vin trembleur comme une flamme
Ecoutez la chanson lente d'un batelier
Qui raconte avoir vu sous la lune sept femmes
Tordre leurs cheveux verts et longs jusqu'à leurs pieds*

*Debout chantez plus haut en dansant une ronde
Que je n'entende plus le chant du batelier
Et mettez près de moi toutes les filles blondes
Au regard immobile aux nattes repliées*

*Le Rhin le Rhin est ivre où les vignes se mirent
Tout l'or des nuits tombe en tremblant s'y refléter
La voix chante toujours à en râle-mourir
Ces fées aux cheveux verts qui incantent l'été*

Mon verre s'est brisé comme un éclat de rire

(In meinem vollen Glas bebt flammengleich der Wein
Hört wie ein Schiffer sacht erzählt in seinem Sang
Wie er wohl sieben Fraun gesehn im Mondenschein
Flechten ihr grünes Haar bis an die Füße lang

Steht auf und lauter singt und hebt den Rundtanz an
Damit ich nur das Lied des Schiffers nicht mehr hör
Die blonden Mädchen holt an meine Seite dann
Die mit dem festen Blick das Haupt von Zöpfen schwer

Denn trunken ist der Rhein dort spiegeln sich die Reben
Und aller Nächte Gold versinkt im Wellenbeben
Noch immer aber tönt die Stimme todesbang
Von grünbehaarten Feen die Zaubernacht entlang

Und als mein Glas zerbrach es wie Gelächter klang)

In Apollinaires Werk, dem lyrischen wie dem erzählerischen, finden sich zahlreiche Texte und Textstellen, in denen, wie in diesem Gedicht, das den Titel »Rheinische Nacht« trägt, von Deutschland, namentlich von Orten des Rheinlands die Rede ist. Nicht von ungefähr, denn viele dieser Texte sind während eines zwölfmonatigen Aufenthalts entstanden, den Apollinaire – damals noch Wilhelm de Kostrowitzky – in den Jahren 1901–02 an den Ufern des Rheins verbrachte, der ihn aber auch in andere deutsche Städte und Landschaften, ja sogar bis Prag und Wien führte. Die nach Ansicht ihres Verfassers gelungensten Texte dieser frühen Periode, neun an der Zahl, nahm Apollinaire später unter der Überschrift »Rhénanes« (Rheinlieder) in den großen Gedichtband *Alcools* auf. Außer diesen »Rhénanes« enthalten die *Alcools* aber noch einige weitere in Deutschland entstandene Gedichte, ferner solche, die zwar später geschrieben wurden, aber mehr oder weniger eindeutig in Erlebnissen aus dieser Periode ihren Ursprung haben. Doch auch in anderen Buchveröffentlichungen Apollinaires finden sich Gedichte dieser Herkunft, insbesondere in dem posthum erschienenen Sammelband *Le Guetteur mélancolique* (Der schwermütige Turmwächter).

Was für die Lyrik gilt, trifft auch auf die 1901–02 geschriebenen oder an diese Zeit erinnernden Erzählungen zu: Es gibt eine ganze Reihe von ihnen, und sie erschienen verstreut in verschiedenen Büchern.

Das »rheinische Jahr« war also eine sehr produktive Periode, eine der produktivsten in Apollinaires Leben überhaupt. Aber nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ hat der Aufenthalt in Deutschland innerhalb der literarischen Entwicklung des Dichters einen hohen Stellenwert. Die Apollinaire-Forschung stimmt seit langem darin überein, daß dem Autor der *Alcools* in der an den Ufern des Rheins verbrachten Zeit, nicht zuletzt auch dank der großen Liebeserfahrung, die er in dieser geographischen Umgebung machte, der entscheidende literarische Durchbruch gelang. Schon rein äußerlich drückt sich dies in der Tatsache aus, daß der junge Schriftsteller gegen Ende seines rheinischen Abenteuers unter dem Namen Guillaume Apollinaire zu veröffentlichen begann, während er seine Texte bis dahin mit seinem bürgerlichen Namen Wilhelm de Kostrowitzky gezeichnet hatte. Wie Marcel Adéma in seiner hervorragenden Apollinaire-Biographie schreibt: »Deutschland hat eine Wandlung vollendet, die in Stavelot [in den belgischen Ardennen] begonnen hatte: Wilhelm de Kostrowitzky gibt es nicht mehr, Guillaume Apollinaire ist geboren.« Der junge Autor, zu diesem Zeitpunkt einundzwanzig Jahre alt, war sich seiner Fähigkeiten selber bewußt, und angesichts der Fülle und der Qualität dessen, was er an Werken aus Deutschland mitbrachte, wagte er nun in Paris den entscheidenden Schritt in die literarische Öffentlichkeit, der ihn rasch aus der Obskunität des namenlosen Anfängers herausführte. In Schriftstellerzenakeln um die Zeitschrift *La Revue Blanche*, das berühmte Organ des sich auflösenden Symbolismus, trug er, meist zu Klavierbegleitung, seine »Rheinlieder« vor, die sogleich Beachtung fanden und ihm die ersten Freunde und Weggefährten zuführten. Einer dieser vorgelesenen Texte, in einer ersten Fassung auf Papier mit dem Briefkopf »Hotel zu den vier Jahreszeiten, München« niedergeschrieben, war das Gedicht »Kranker Herbst«:

*Automne malade et adoré
Tu mourras quand l'ouragan soufflera dans les roseraies
Quand il aura neigé
Dans les vergers

Pauvre automne
Meurs en blancheur et en richesse
De neige et de fruits mûrs*

*Au fond du ciel
Des éperviers planent
Sur les nixes nicettes aux cheveux verts et naines
Qui n'ont jamais aimé*

*Aux lisières lointaines
Les cerfs ont bramé*

*Et que j'aime ô saison que j'aime tes rumeurs
Les fruits tombant sans qu'on les cueille
Le vent et la forêt qui pleurent
Toutes les larmes en automne feuille à feuille*

*Les feuilles
Qu'on foule
Un train
Qui roule
La vie
S'écoule*

(Kranker geliebter Herbst
Du wirst sterben wenn der Sturm die Rosengärten durchweht
Wenn erst Schnee liegt
In den Spalieren

Armer Herbst
Stirb in Weiß und Reichtum
Von Schnee und reifen Früchten
Hoch oben am Himmel
Schweben Sperber
Über den dummen grünhaarigen winzigen Nixen
Die nie von Liebe gehört

Auf den Lichtungen in der Ferne
Haben die Hirsche geröhrt

Und mög ich immer o Herbst dein Raunen liebenvoll fassen
Die fallenden Früchte die keiner geerntet hat
Den Wind und den Wald die rinnen lassen
All ihre Tränen im Herbste Blatt für Blatt

Die Blätter
Nun wüst
Ein Zug
Noch grüßt
Das Leben
Verfließt)

Übers. Johannes Hübner

Bemerkenswert ist, daß der Aufenthalt in Deutschland lange zu den unbekanntesten Kapiteln von Apollinaire's Biographie gehört hat. Der Dichter der »Rheinlieder« liebte es schon als junger Mann, eine Aura von Dunkel und Geheimnis um seine Person zu verbreiten und sich so zu einer Art Legendenfigur zu stilisieren. Diese Neigung zum Mystifizieren wandte er vor allem auf seine Herkunft, aber auch auf die Zeit in Deutschland an. Es gelang ihm, selbst unter Freunden

soviel Nebel zu verbreiten, daß manche von ihnen jene Reise für eine Erfindung und die zahlreichen Erwähnungen und Schilderungen von deutschen Städten und Landstrichen, die in seinen Gedichten und Erzählungen zu finden sind, für reine Fiktionen hielten. So schrieb beispielsweise Paul Léautaud, Freund und früher Biograph Apollinaires: »Es hat ganz den Anschein, daß er die Abenteuer, von denen er erzählt hat, lediglich im Geiste erlebte, indem er in Gedanken in alle möglichen Länder reiste [...], wobei er all das mit dem Anstrich größter Wahrhaftigkeit und vollkommenster Natürlichkeit versah dank jener Magie der Kunst, die zuweilen das Erdachte wahrer erscheinen läßt als das Wirkliche.« Dieses Wirkliche haben der Spürsinn und die Akribie der Literaturwissenschaftler inzwischen so weit zutage gefördert, daß die Zahl der »weißen Flecken« in Apollinaires Leben heute recht klein ist.

Wilhelm Albert Wladimir Alexandre Apollinaire de Kostrowitzky, wie der bürgerliche Name des jungen Dichters in epischer Vollständigkeit lautet, war 1880 als uneheliches Kind einer Adligen polnischer Herkunft in Rom geboren. Der Vater war Außenstehenden unbekannt; Gerüchte besagten, Wilhelm verdanke seine Existenz dem Seitensprung eines reichen italienischen Aristokraten oder gar dem Sündenfall eines hochgestellten römischen Kirchenmanns – eine Fama, die der Betroffene selber eher förderte als dementierte. (Heute weiß man, daß ein ehemaliger Offizier der königlichen Armee der Bourbonen der Vater des Jungen war.) 1885 ging die Mutter, eine für damalige Verhältnisse recht »emanzipierte« junge Dame mit starker Neigung zum Abenteuerertum, mit Wilhelm und dessen jüngerem Bruder Albert nach Monaco. Dort und in anderen Städten der französischen Riviera, in Nizza und in Cannes vor allem, verbrachte Wilhelm seine Kindheit und Jugend. 1899 kam er mit seiner fragmentarischen Familie nach Paris, wo er in den Literaten- und Bohémienskreisen, in denen er bereits zu verkehren begann, noch lange als »der Pole aus Nizza« apostrophiert wurde. Die französische Staatsbürgerschaft wurde diesem Metöken, dem es später vergönnt sein sollte, die französische Verssprache zu revolutionieren, übrigens erst 1915 zuteil, als er sich, mitten im Ersten Weltkrieg, als Freiwilliger an die Front meldete. Während eines dreimonatigen Ferienaufenthalts, den er 1899 in Stavelot in den belgischen Ardennen verbrachte, gelangen »Kostro«, wie seine Freunde ihn nannten, die ersten Gedichte und Erzählungen, die auch seinem späteren Urteil standhielten. Erstmals kam er in diesen Ferien, in denen er die herbe nordische Landschaft lieben lernte, mit Deutschland in Berührung: Bei ausgedehnten Wanderungen durch das Hochmoor des Hohen Venns passierte er häufig die Grenze zur Provinz Eupen-Malmédy, die seit 1871 zum Deutschen Reich gehörte.

Zurück in Paris, sah der werdende Poet, der nun auch zu publizieren begann, sich angesichts der äußerst prekären materiellen Situation seiner Familie genötigt, verschiedene schlecht bezahlte Gelegenheitsarbeiten zu übernehmen. Das änderte sich ein wenig zum Positiven, als er im Frühsommer 1901 über Freunde die Bekanntschaft einer sehr wohlhabenden Dame machte, die, offiziell französische Staatsangehörige, aus Deutschland stammte und damals gerade eine Weile in Paris lebte. Diese Frau, eine Vicomtesse Elinor de Milhau geborene Hölterhoff, Witwe eines normannischen Landadligen und der Kölner Großbourgeoisie entstammend, suchte einen Hauslehrer für ihre einzige Tochter Gabrielle, die im übrigen von einer englischen Gouvernante erzieherisch betreut wurde, einer hübschen Person mit Namen Annie Playden. Die »Miss« war ebenso alt wie Wilhelm und sollte in dessen Leben und Werk bald eine wichtige Rolle spielen. Der mittellose junge Mann nahm das Angebot, dem deutschen Mädchen gegen ein Monatsgehalt von hundert Francs zwei Stunden Unterricht pro Tag zu erteilen, gern an. Freilich entschloß sich Madame de Milhau wenig später, auf ihre ausgedehnten Besitzungen im Rheinland zurückzukehren. Sie schlug dem neuen Privatlehrer vor, Mutter und Tochter einschließlich der »Miss« zu begleiten und seine pädagogische Tätigkeit in Deutschland fortzusetzen. Obwohl ihn seine Arbeitgeberin nur als besseren Dienstboten behandelte, nahm »Kostro« – zunächst für ein Jahr – auch dieses Angebot an. Dazu bewog ihn außer der Gewißheit, wenigstens für eine Weile der

ärgsten materiellen Sorgen ledig zu sein, vor allem die seine Neugierde reizende Aussicht, mit einiger Gründlichkeit ein fremdes, wiederum nördliches Land kennenzulernen, eine Region zu dem, die im damaligen Frankreich, zumindest in Künstlerkreisen, in recht hohem Ansehen stand. Denn für den französischen Symbolismus, der zwar bereits nicht mehr die Pariser Intellektuellenszene beherrschte, aber immerhin noch präsent war, stellte das romantische Rheintal zwischen Bingen und Bonn, ähnlich wie zuvor schon für Dichter wie Hugo und Nerval, so etwas wie ein Mekka seines poetischen Universums dar. Apollinaire, so bemerkt ein Kommentator seines Frühwerks, sei 1901 von derartigen Einflüssen noch nicht frei genug gewesen, um eine Reise an den Rhein nicht als eine Pilgerfahrt zu den Quellen der Poesie selber anzusehen.

Jedenfalls begab sich Wilhelm, zwanzig Jahre alt, am 22. August 1901 in Begleitung der Vi-comtesse auf den Weg nach Osten. Die Strecke wurde in Madame de Milhauds Automobil zurückgelegt, was um die vorige Jahrhundertwende noch eine ziemliche Extravaganz darstellte. Tochter und Miss Playden, die mit der Eisenbahn reisten, traf man in Honnef, zu Füßen des Siebengebirges direkt am Rhein gelegen, wieder, wo die Milhau-Hölterhoffs eine komfortable Villa besaßen. Aber bereits einige Tage später zogen Mutter, Tochter und Großmutter mitsamt ihren beiden ausländischen Angestellten auf den Sommersitz der Familie um, eine »Neu-Glück« genannte Villa, die, unweit von Honnef, in der Nähe des Ortes Oberpleis auf der dem Rhein abgewandten Seite des Siebengebirges lag, dort, wo sich die ersten Höhen des Westerwalds erheben. Das »Schloß«, wie die Milhaus das Haus reichlich übertreibend nannten, war ein einsam in einer weiten Tannenlichtung gelegenes, in sonderbarem neugotischen Stil errichtetes Fachwerkgebäude mit allerlei Erkern und Türmchen. Von »NeuGlück« bis zur Poststelle in Oberpleis – ein Weg, den der junge Hauslehrer oft zurücklegte – war es eine Stunde Fußweg, während der Weiler Bennerscheid, der damals aus einem Dutzend Häusern bestand und vierzig oder fünfzig Bewohner zählte, sich in unmittelbarer Nachbarschaft befand. Dies war, neben der Honnefer Villa, der Ort, an dem Wilhelm de Kostrowitzky den größten Teil seines deutschen Gastarbeiterjahres verbrachte. Obwohl sein Zimmer eng und dunkel, dazu schlecht geheizt war, machten das bizarre Gebäude und die romantische Walseinsamkeit ringsum einen starken Eindruck auf ihn. Kaum angekommen, schrieb er das Gedicht »Rheinische Nacht«, datiert »Neu-Glück 1901«, das später unter dem Titel »Der Nachtwind« Eingang in die *Alcools* fand. Der Autor erlebt in diesem Text die neue Umgebung als faszinierende, von allerlei Sagenwesen bevölkerte Märchenwelt, aber zugleich auch als unheimlich, ja bedrohend – bei einem geborenen Südländer, der an den Küsten des Mittelmeers aufgewachsen ist, sicher nicht allzu verwunderlich:

*Oh! les cimes des pins grincent en se heurtant
Et l'on entend aussi se lamenter l'autan
Et du fleuve prochain à grand'voix triomphales
Les elfes rire au vent ou corner aux rafales
Attys Attys Attys charmant et débraillé
C'est ton nom qu'en la nuit les elfes ont raillé
Parce qu'un de tes pins s'abat au vent gothique
La forêt fuit au loin comme une armée antique
Dont les lances ô pins s'agitent au tournant
Les villages éteints méditent maintenant
Comme les vierges les vieillards et les poètes
Et ne s'éveilleront au pas de nul venant
Ni quand sur leurs pigeons fondront les gypaètes*

(Die Pinienwipfel ächzen die zusammenschlagen
Dazwischen hört man auch den starken Südwind klagen

Vom nahen Fluß die Elfen Jubelschrei erheben
Dem Wind zulachen und den Böen Signale geben
Und Attys Attys ach den Nackten und den Schönen
Und seinen Namen laut die Elfen nachts verhöhnen
Wenn seine Pinie bricht im gotischen Wind mit Wucht
Der Wald ist ein antikes Heer in wilder Flucht
Das wirr die Lanzen regt o Pinien wenn es schwenkt
Die Dörfer ohne Licht sind nun in Traum versenkt
Wie Mädchen oft und Dichter und die alten Leute
Es weckt sie keiner der die Schritte näher lenkt
Kein Lämmergeier der herabstößt auf die Beute)

Übers. Johannes Hübner

Übrigens existiert die Villa »Neu-Glück« heute noch, und sie scheint, vergleicht man ihren gegenwärtigen Zustand mit dem, was auf alten Photos zu sehen ist, ihr Aussehen in den gut hundert Jahren, die seither vergangen sind, nicht grundlegend verändert zu haben. Freilich ist sie heute nicht mehr so abgelegen wie einst: Die Zersiedelung der Landschaft hat auch vor diesem lauschigen Fleck nicht haltgemacht. Bis vor einigen Jahren befand sich in dem Gebäude ein gut besuchtes Ausflugscafé. Die Erinnerung an den weltberühmten einstigen Bewohner wurde auf einem Treppenabsatz im ersten Stock wachgehalten, wo etliche Photographien Apollinaires und andere Dokumente eine Art profanen Herrgottswinkel bildeten. Auf Anfrage gewährte einem der Inhaber des Lokals bereitwillig Einblick in eine dicke Sammelmappe mit vergilbten Zeitungsausschnitten aus den zurückliegenden Jahrzehnten, denen zu entnehmen war, daß »Neu-Glück« zuweilen das Ziel von Literaturhistorikern und Philologen oder einfach von Verehrern des Dichters war. Auch Kamerateams des Fernsehens, auf der Suche nach verwertbaren Spuren aus dem Leben des Genies, tauchten einige Male auf. Ferner erfuhr man aus den liebevoll zusammengetragenen und gehüteten Erinnerungsstücken etliches über die Geschichte des Schloßchens und vor allem über die »französische Gräfin«, wie die Vicomtesse de Milhau von der Bevölkerung der Umgebung allgemein genannt wurde, sicher deshalb, weil sie und ihre Familie sich stark »französisiert« hatten und im Hause fast ausschließlich französisch gesprochen wurde, wie schon Wilhelm seinen Angehörigen berichtete. Die Bauern von Bennerscheid sagten der Gräfin allerlei Absonderlichkeiten nach und ließen sie mit der Zeit zu einer Märchengestalt werden – ein Umstand, der Apollinaire, hätte er davon noch erfahren, sicher Vergnügen bereitet hätte. Wie es heißt, ist Madame de Milhau 1945 in völliger Armut gestorben. Heute steht die Villa Besuchern leider nicht mehr offen. Dafür bemüht sich aber schon seit Jahren ein bei Bonn ansässiger »Freundeskreis Guillaume Apollinaire«, an den Rheinland-Aufenthalt des Dichters zu erinnern – im Jubiläumsjahr 2001 übrigens gleich mit mehreren Veranstaltungen.

Apollinaire hat in späterer Zeit noch einmal den Weg ins Rheinland gefunden: Im Januar 1913, auf der Rückreise von Berlin, wo er einen Vortrag über die zeitgenössische Malerei gehalten hatte, stattete er in Begleitung seines Malerfreundes Robert Delaunay in Bonn August Macke einen kurzen Besuch ab (bei dem, wie es scheint, auch der junge Max Ernst anwesend war). Diese Berlin-Reise war übrigens der letzte Aufenthalt des Dichters in Deutschland; sie ging auf eine Einladung Herwarth Waldens und seines Kreises um die avantgardistische Zeitschrift *Der Sturm* zurück, in der Apollinaire Ende 1912/Anfang 1913 einige Male publizierte. Widmungsexemplare von Büchern aus seiner Privatbibliothek beweisen, daß er in Berlin auch die Bekanntschaft einiger expressionistischer Dichter wie Ehrenstein und Zech machte.

Bis gegen Ende des Herbstes 1901, unterbrochen von kürzeren Aufenthalten in Honnef, wo er dann den Winter verbrachte, lebte Wilhelm in »Neu-Glück«. Seine erzieherische Tätigkeit ließ ihm von Beginn an genügend Zeit, allein oder in Begleitung der Milhaus Ausflüge und Wande-

rungen in die nähere und weitere Umgebung zu machen. Regelmäßig und detailliert erstattete er seiner Mutter und seinem Bruder Bericht über diese Unternehmungen. So heißt es in einem in Andernach aufgegebenen Brief vom 19. Oktober 1901, der stilistisch nicht gerade ein Meisterwerk ist:

*Meine liebe Mama,
mein lieber Albert,*

[...] Ich bin eine Woche lang auf Reisen gewesen. Neulich abends sind wir in Rhöndorf mit einem Motorschaden liegengeblieben und danach sieben Tage lang mit der Eisenbahn herumgefahren. Zunächst nach Andernach, wo ich schon auf der Herreise [von Paris] durchgekommen bin, von dort aus sind wir nach Krayerhof gefahren, einem Gutshof der Familie Hölterhoff. Bei der Gelegenheit bin ich zu Fuß zum nahegelegenen Laacher See gelaufen. Das alles liegt in der Eifel. [...] Der Laacher See ist ebenso hübsch wie der Lac du Bourget; er gehört mit all seinen Ländereien und Wäldern rings um ihn herum zum Kloster Maria Laach. Das ist ein Benediktinerkloster, das größte in Deutschland, und es wird vom Kaiser besucht und gefördert. [...] Ich habe die Mönche und den Prior beim Vespergottesdienst gesehen, ihre Zeremonien sind eigenartig. Sie haben elektrisches Licht in der Kirche. Ich bin auch auf Schloß Nameda gewesen, bei Baron Solemacher, der Kammerherr des Kaisers ist. Danach in Bonn und in Köln, und dort hatte ich einen vollen Tag frei, da bin ich ganz allein nach Düsseldorf gefahren. Die Eisenbahn ist überhaupt nicht teuer, und da ich ja nur die kurze Strecke Köln - Düsseldorf zurückzulegen hatte, habe ich ein Billett vierter Klasse gelöst (90 Pfennig hin und zurück). [...] Es gibt in Paris keine so schönen Geschäfte wie die in

Düsseldorf. Ich habe mir ein Paar Schuhe für 8,50 gekauft. [...] Diese Woche geben wir von ~~Ner~~ Glück fort und ziehen nach Honnef um, aber Ihr könnt rubig weiter dorthin schreiben.

Wir werden ziemlich lange (etliche Wochen) in Honnef bleiben, um Möbel in der Villa aufzustellen, in welche die schwedische Königin kommen soll. Honnef, Rhöndorf, Godesberg und Königswinter sind kleine Nester, die genauso tener sind wie die Städte am Mittelmeer, denen sie auch dem Aussehen nach ein wenig ähneln. Im Augenblick friere ich noch nicht. Ich hoffe, es geht Euch gut. Dieser Tage sind wir auch in Siegburg und in Hennef und in Eitorf gewesen das liegt alles an der Sieg, einem Nebenfluss des Rheins. Ich umarme Euch von ganzem Herzen. [...]

Euer Wilhelm

Eine andere Form, die neuen Eindrücke mitzuteilen, war der kurze Zeitungs- oder Zeitschriftenartikel. Vor seiner Abreise aus Paris hatte de Kostrowitzky mit den Herausgebern eines kleinen Blattes die Vereinbarung getroffen, hin und wieder einen kurzen journalistischen Beitrag aus dem Lande des »Erbfeinds« zu schicken. Das tat er nun auch, sei es, daß er eine Ausstellung in Düsseldorf kommentierte oder über eine Aufführung von Gerhart Hauptmanns Stück *Der rote Hahn* berichtete. In einem dieser Artikel äußert er sich über »Die schlechten Straßen in Deutschland« – so der Titel seiner Glosse. Das war ein Thema, zu dem er als gelegentlicher Mitbenutzer eines Automobils ein Wort zu sagen hatte:

Die Franzosen beschweren sich fortwährend über ihre öffentlichen Straßen. Die Zeitungen in Paris und in der Provinz können gar nicht genug Schmähungen gegen die Ingenieure der Straßenverwaltung ausstoßen. Die Deutschen finden, daß es diesbezüglich bei ihnen nichts auszusetzen gibt. Dabei besitzen die Franzosen vorzügliche, saubere und breite Straßen. In Deutschland hingegen gilt das nur für die Napoleon gebauten. [...]

Die derzeitigen Verkehrswege sind alle sehr eng. Zudem sind sie samt und sonders schmutzig und werden nur unzureichend instand gehalten [...]. Auf der Straßenseite, auf welcher die Wagen nicht fahren dürfen,

sind alle zwanzig Meter drei mit Kalk getünchte Kieselsteine aufgestellt. Meistens befinden sich diese Kiesel auch noch abwechselnd rechts und links, so daß die im Zickzack fahrenden Wagen überall die frisch beschotterte Straße kaputt fahren. Man kann sich leicht ausmalen, was da in der Nacht für Malheure passieren können, falls man die Steine nicht bemerkt, von denen der Regen oft die weiße Farbe abgewaschen hat.

Wir können unseren Freunden, den Chauffeuren, welche Autos in diese Gegend steuern, nicht nachdrücklich genug empfehlen, sich mit den besten Scheinwerfern auszurüsten und Abstand zu Fuhrwerken zu halten, denn bei Unfällen trägt stets der Autofahrer die Schuld, und die deutschen Fuhrleute verhalten sich zu ihren Berufsgenossen in Frankreich wie der Tieger zur Hauskatze.

Wie erwähnt, sind die Spuren, welche die Fahrten und Streifzüge des künftigen Guillaume Apollinaire durch das Rheinland in seinem Werk hinterlassen haben, überaus zahlreich; sie sind – nimmt man Briefe, Postkarten und andere Zeugnisse hinzu – zahlreich genug, um eine verhältnismäßig genaue Chronologie und Topographie der verschiedenen Besuche und Aufenthalte des Dichters während der zwölf Monate seines Gastarbeiterlebens zu entwerfen. Grob gesprochen, sind Düsseldorf im Norden und Koblenz im Süden die Grenzorte, zwischen denen diese touristischen Unternehmungen stattfanden. Recht häufig fuhr Wilhelm in das benachbarte Bonn, wo er unter anderem einen an der dortigen Universität lehrenden Romanistikdozenten besuchte, der zugleich Französischlehrer des Kronprinzen war. Dieser Gelehrte hat den jungen de Kostrowitzky später als »sanften und bescheidenen jungen Mann, ein wenig schüchtern, entschieden sympathisch, von feinem Geist und überdurchschnittlicher Intelligenz« beschrieben. Eine besondere literarische Verewigung erfuhr die Rheinbrücke zwischen Bonn und Beuel, die Wilhelm jedesmal zu passieren hatte, wenn er sich von Bennerscheid oder Honnef aus in die alte Universitätsstadt begab. Selbst in einem relativ späten Gedicht wie »Der Musikant von Saint-Merry«, 1914 erstmals gedruckt und 1918 in die *Calligrammes* aufgenommen, erinnert sich Apollinaire an diesen Ort:

Anderswo

Überquert sie eine Brücke die Bonn mit Beuel verbindet und verschwindet in Pützchen

Die wohl bekannteste Stelle, an der diese Brücke erwähnt wird, findet sich aber im 15. Kapitel des *Gemordeten Dichters*, in dem die Hauptfigur der Erzählung, der Dichter Croniamantal, auf der Suche nach seiner entflohenen Geliebten am Weihnachtsabend auf eben jener Brücke eine bemerkenswerte Begegnung hat:

Die Weihnachtsnacht brach an. Ein alter wahrsagender Rabbiner aus Dollendorf wurde in dem Augenblick, als er die Brücke, die Bonn und Beuel verbindet, betrat, von einer heftigen Windbö gebentelt. Der Schneesturm wütete. Das Getöse des Orkans überdeckte die Weihnachtslieder, aber Tausende von Lichtern an den Bäumen schimmerten in jedem Haus.

Der alte Jude bekreuzigte sich:

»Kreuzdonnerwetter... Ich werde nie mehr im Hähnchen ankommen... Winter, alter Freind, du kannst meinem alten und fröhlichen Gestell nichts mehr anhaben, laß mich doch ohne Umschweife diesen Alten Rhein überqueren, der besoffen ist wie sechsunddreißig Besoffene.

Ich bin auf dem Weg nach dieser noblen Weinstube, die von den Borussen besucht wird, um mich dort wie ein guter Christ in Gesellschaft und auf Kosten dieser weißen Mützen zu besaufen, obwohl ich Jude bin.«[...]

Ein unglaubliches Getöse, einem Donnerschlag ähnlich, brach los. Der alte Prophet preßte die Lippen zusammen, nickte mit dem Kopf und blickte zur Erde, dann bückte er sich nieder und hielt sein Ohr nah an den Boden. Als er sich wieder aufrichtete, murmelte er: »Selbst die Erde will nicht mehr den unerträglichen Kontakt mit den Dichtern.“

Dann wandte er dem Rhein den Rücken zu und machte sich, die Straßen Beuels durchquerend, auf den Weg.

Als der Rabbi den Bahnübergang überschritten hatte, sah er sich vor zwei Wegen, und während er noch, da er nicht wußte, welcher der richtige sei, zögerte, hob er zufälligerweise noch ein-mal den Kopf. Er sah vor sich einen jungen Mann, der einen Koffer in der Hand hielt und der von Bonn kam; der alte Rabbi kannte den Menschen nicht, und er rief ihm zu:

»Sind Sie wahnsinnig geworden, mein Herr, bei einem solchen Wetter zu reisen?«

»Es drängt mich, jemanden wiederzufinden, den ich verloren habe und dem ich auf der Spur bin«, antwortete der Unbekannte.

»Welchen Beruf haben Sie?« rief der Jude.

»Ich bin Dichter.«

Der Prophet stampfte mit dem Fuß, und während sich der junge Mann entfernte, beleidigte er ihn wegen des Mitleids, das in ihm hochkam, auf die pöbelhafteste Weise. Dann senkte er den Kopf, und ohne sich weiter um den Dichter zu bekümmern, betrachtete er die Straßenschilder, um sich zu vergewissern, wo die Straßen hinführten. Vor sich hin brummend ging er geradeaus weiter.

»Glücklicherweise hat sich der Wind gelegt... Man kann wenigstens vorwärtskommen... Zuerst dachte ich, er sei gekommen, um mich zu töten, dieser Dichter, der nicht einmal Jude ist. Doch nein, er wird vielleicht noch vor mir sterben. Wie dem auch sei, ich will schnell und fröhlich vorwärtschreiten, um einen ehrenvollen Tod für uns vorzubereiten.«

Der alte Rabbi schritt schneller aus, mit seinem langen Mantel sah er wie ein Gespenst aus, und die Kinder, die nach der Weihnachtsbescherung aus Pützchen zurückkehrten, schrien vor Schreck auf, wenn sie an ihm vorbeigingen, und warfen noch lange Zeit Steine in die Richtung, in der er verschwunden war.

Übers. Walter Widmer/Paul Noack

Unter den Orten, die der junge Poet kennlernte, nimmt natürlich Köln eine besondere Stellung ein. Wilhelm fuhr mehrfach in die »Stadt der Heiligen Drei Könige«, wie er sie später nannte, und durchstreifte ausgiebig ihre Gassen und Winkel. In einer Reihe von Texten, damals oder erst Jahre danach verfaßt, etwa in langen Gedicht »Der Dom zu Köln« aus der »Rheinlieder«-Gruppe des *Schwermütigen Turmwächters* oder im *Gemordeten Dichter*, taucht die mächtige Silhouette der bedeutendsten Sehenswürdigkeit der rheinischen Metropole auf.

Im Februar 1902, am Rosenmontag, stürzte sich Wilhelm dort erlebnishungrig in das ausgelassene Karnevalstreiben. Da er erfahren hatte, daß die Rheinländer in ihrer »fünften Jahreszeit« die Sittengesetze nicht allzu streng handhaben, bemühte er sich nach dem Vorbild der Einheimischen, die rasche Gunst einer hübschen Närrin zu erringen. In einem unveröffentlichten Gedicht schildert er das schmähliche Mißlingen dieses Unterfangens:

*[...] Man schlug mir dort mit einer Pappfigur den Hut kaputt
Ich schlepppte zwei Mädchen zum Tanz in eine finstere Kneipe
Doch nicht mal die beiden zu küssen hatt' ich den Mut*

Dafür trat ich ihnen die Füße platt denn ich tanze nicht gut [...]

Eine andere Begegnung mit dem schönen Geschlecht, ebenfalls in Köln, evoziert de Kostrowitzky-Apollinaire in einem kurzen Gedicht, das als Titel den urkölnischen weiblichen Vornamen »Marizibill« – hochdeutsch Marie-Sibylle – trägt. Die Wahl dieses Namens und der folkloristische Rahmen des Textes lassen vermuten, daß der Verfasser recht gut seinen Heinrich Heine kannte, dessen »Schelm von Bergen« die Strophe enthält: »Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar / Wenn jene vorüberwalzen. / Der Drickes und die Marizzebill / Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.« Den Drickes gibt es bei Apollinaire auch, in dem vorhin erwähnten Gedicht »Der Dom zu Köln«. Hier aber die »Marizibill«, die wiederum in den *Alcools* zu finden ist:

*Dans la Haute-Rue à Cologne
Elle allait et venait le soir
Offerte à tous en tout mignonne
Puis buvait lasse des trottoirs
Très tard dans les brasseries borgnes

Elle se mettait sur la paille
Pour un maquereau roux et rose
C'était un juif il sentait l'ail
Et l'avait venant de Formose
Tirée d'un bordel de Changaï

Je connais gens de toutes sortes
Ils n'égalent pas leurs destins
Indécis comme feuilles mortes
Leurs yeux sont des feux mal éteints
Leurs coeurs bougent comme leurs portes*

(In der Hohen Straße zu Köln am Rhein
Gegen Abend da zeigte sie sich
War für alle da und doch klein und fein
Trank zuletzt wenn sie müd war vom Strich
In trüben Kaschemmen ihr Bier ganz allein

Sie legte aufs Stroh sich und fand nichts dabei
Für 'nen Luden mit roten Haaren
Der nach Knofel roch er kaufte sie frei
Von Formosa kommend vor Jahren
Aus einem Freudenhaus in Schanghai

Ich kenn Leute von allen Allüren
So schlecht wie ihr Schicksal sind sie nicht
Wie welke Blätter sich rühren
Zuckt ihnen im Aug halberlosches Licht
Ihre Herzen schlagen wie Türen)

Übers. Johannes Hübner

Unmittelbar nach den »Tollen Tagen« in Köln brach Wilhelm, zusammen mit den Milhaus

und ihrer englischen Gouvernante, zu einer knapp dreimonatigen Rundreise durch Deutschland und einen Teil Österreich-Ungarns auf. In dieser Zeit scheint er kaum Gedichte geschrieben zu haben, dafür aber eine Reihe bemerkenswerter Erzählungen, die später zum Teil in dem Band *Erzketzer und Co* erschienen und die ihn bereits als Meister einer neuen, sehr eigenständigen Spielart der phantastischen Literatur zeigen. Diese Reise führte zunächst über Hannover nach Berlin und Potsdam. Die Reichshauptstadt hinterließ einen sehr negativen Eindruck bei Wilhelm; er fand sie »gräßlich, aber bequem«. Gäbe es nicht die Schlösser in der Umgebung, schrieb er kurz darauf in einem seiner Zeitschriftenartikel, sowie einige Bilder im Alten Museum und den Pergamon-Altar, »eine Reise nach Berlin lohnte sich nicht«. Es scheint überhaupt, daß er alles Preußische an den Deutschen ziemlich verabscheute, und in den zum Teil recht fragwürdigen Gedichten, die er fünfzehn Jahre später in den Schützengräben schrieb, stößt man sogar des öfteren auf die Bezeichnung *boche*, das französische Schimpfwort für Deutscher. Ausgenommen von diesen Vorbehalten sind immerhin Rheinländer und Bayern, sicher weil sie von der Mentalität her dem Südländer Apollinaire näherstanden. Von Berlin aus ging die Reise nach Dresden, und von dort fuhr der Hauslehrer, allem Anschein nach allein, Anfang März nach Prag weiter, damals eine Provinzhauptstadt der Donaumonarchie. So wie Berlin ihn enttäuscht hatte, fasizierte ihn die »Goldene Stadt«, besonders das alte Judenviertel, das ihn spontan zu der schönen, das Thema des Ewigen Juden variierenden Erzählung »Der Prager Passant« inspirierte, in der sich unmittelbar Erlebtes und Imaginäres vermischen und durchdringen und die bereits als Beispiel für den *simultanisme* gelten kann, den Apollinaire später propagierte: eine literarische Darstellungsform, die die chronologische Zeit nicht respektiert und Vergangenheit und Gegenwart ineinanderfließen läßt. Nächste Station der Rundreise war Wien. Mitte März 1902 erreichte der junge Erlebnisreisende dann München, wo er die Milhaus und Annie Playden wiedertraf. Auch die bayerische Hauptstadt, in der er sich fünf oder sechs Wochen lang aufhielt, beeindruckte ihn sehr. Rastlos durchstreifte er das »Pappdeckel-Athen aus Stein«, wie er die Stadt an der Isar ironisch-bewundernd nannte, erlebte auf dem Nockherberg das große Märzbierfest und besuchte verschiedene Male das berühmte Kabarett »Die elf Scharfrichter«. In mehreren, zum Teil Jahre später geschriebenen Texten hat Apollinaire seine Münchner Erlebnisse literarisch ausgewertet, zum Beispiel im sechsten, »Gambrinus« überschriebenen Kapitel des *Gemordeten Dichters*, in dem er in burleskem Stil und mit krachlederndem Realismus eines jener kollektiven Saufgelage beschreibt, für die Bayern berühmt ist und deren Augenzeuge er auf dem Nockherberg geworden war:

Als der Baron mit seiner Frau den Biergarten betrat, fanden sie ihn gerammelt voll. Da saßen Kopf an Kopf die bereits betrunkenen Saufbolde, grölten aus vollem Halse, schunkelten und schlügen die leeren Maßkrüge in Scherben. Händler boten Brathendl feil, verkauften Steckerl-fische, Brezeln, Semmeln, Wurstwaren, Zuckerzeug, Reiseandenken, Ansichtskarten. Seit Perko, dem Säuferzwerg vom großen Faß in Heidelberg, hatte man noch nie ein solches Besäuf-nis erlebt. Zur Zeit des Märzenbiers, dann im Mai, der Bockbierzeit, vertilgte Hannes Irlbeck seine vierzig Liter Bier. In gewöhnlichen Zeiten kam er nur auf fünfundzwanzig.

Gerade als das anmutige Paar des Ygrées in seine Nähe kam, setzte sich Hannes mit seinen riesigen Arschbacken auf eine Bank, die schon rund zwanzig unmäßig dicke Männer und Weiber trug und deshalb auf der Stelle zusammenkrachte. Die Trinker plumpsten zu Boden und streckten die Beine in die Höhe. Man sah nackte Schenkel, denn die Strümpfe der Münchnerinnen reichen nicht höher als bis zum Knie. Ringsum brach ein dröhnendes Gelächter los. Hannes Irlbeck, der ebenfalls längelang hingefallen war, aber

seinen Maßkrug nicht losge-lassen hatte, goß dessen Inhalt auf den Bauch eines Mädchens, das neben ihm am Boden lag, und das Bier, das unter ihr schäumte, sah genauso aus wie das, was sie machte, sobald sie wieder auf den Beinen stand und in einem Zug einen Liter hinuntergoß, um sich von ihrer Aufregung zu erholen.

Übers. Walter Widmer/Paul Noack

In München erfuhr Wilhelm, daß die ehrwürdige *Revue Blanche* in ihrer März-Nummer seine Erzählung »Der Erzketzer« abgedruckt hatte; es war das erste Mal, daß er unter seinem *nom de plume* Guillaume Apollinaire veröffentlichte. Ende April reiste er, wahrscheinlich wieder allein, aus München ab und kehrte gemächlich, mit zahlreichen kurzen Zwischenauftreten, nach Honnef bzw. Bennerscheid zurück. Die ersten Stationen dieser Schlußetappe seiner langen Rundreise waren Nürnberg und Stuttgart. Von dort fuhr er nach Speyer und Dürkheim und durchwanderte ein wenig die Rheinpfalz. Danach ging es über Mannheim und Heidelberg nach Darmstadt und Frankfurt weiter, anschließend nach Wiesbaden und Mainz und dann das Rheintal abwärts bis Koblenz. Nach einem Abstecher nach Bad Ems fuhr Wilhelm, vermutlich das Moseltal hinauf, nach Trier. Erhalten gebliebene Postkarten belegen, daß er auf dem letzten Streckenabschnitt bis Honnef nochmals einen Teil der Eifel – Manderscheid, Wittlich und andere Orte – durchquerte. Mitte Mai war er zurück bei seiner Arbeitgeberin. Die restlichen Dienstmonate als Privatlehrer verbrachte er wieder in Honnef und »Neu-Glück«, bevor er Ende August 1902, wahrscheinlich mit der Eisenbahn ab Köln, zu seiner Familie nach Paris zurückkehrte.

Untersucht man ein wenig genauer, in welcher Weise der junge Apollinaire die im Rheinland gesammelten Eindrücke literarisch verarbeitet hat, so fällt auf, daß er die »klassischen« Themen und Motive, welche die Rhein-Literatur seit der Romantik behandelt hatte, in seinem Werk nur eine geringe Rolle spielen. Die – damals zumindest – in aller Welt berühmten Sehenswürdigkeiten der Region, etwa die malerische Ansichtskartenwelt der mittelalterlichen Burgen und Ruinen zu beiden Seiten des Flusses, haben weder Wilhelm de Kostrowitzky noch Guillaume Apollinaire schriftstellerisch sonderlich interessiert. Stätten, die beispielsweise kein dieses Namens würdiger Symbolist unerwähnt gelassen hätte, wie die aus Wagners *Nibelungen* bekannten Orte oder das Geburtshaus Beethovens in Bonn, werden in seinen Schriften kaum oder gar nicht genannt, da er weder den Wagner-Kult noch die Beethoven-Verehrung des französischen Symbolismus teilte. Zeigt sich hierin die Distanz, die bereits den jungen Dichter von der ästhetischen Welt der älteren Generation trennt, so teilte er doch andererseits uneingeschränkt deren leidenschaftliches Interesse an allem Mythischen und Märchenhaften, vor allem wenn es sich dabei um Hervorbringungen der »Volksseele« handelte: um Sagen und Legenden, Märchen und Lieder, Brauchtum und Abergläub. Wilhelm lebte selber von Kindheit an in der Wunderwelt der Feenmärchen und Ritterromane, und eine seiner später formulierten ästhetischen Forderungen lautete, *le merveilleux*, das Wunderbare, müsse das erste sein, worauf ein Romancier zu achten habe. Mit dieser persönlichen und übernommenen Vorliebe fand der junge Apollinaire gerade im Rheinland, wo die oft nur mündlich tradierte volkstümliche Kultur besonders vielfältig und lebendig ist – oder wenigstens damals noch war –, überaus fruchtbaren Boden vor. Beinahe in der Manier eines Ethnologen oder Volkskundlers machte er sich, wie übrigens schon im Sommer 1899 in den Ardennen, mit der ihm eigenen Neugierde an die Aufgabe, in dieses Gebiet einzudringen, auf dem er sich nach und nach recht detaillierte, wenn auch unsystematische Kenntnisse erwarb. Wichtig ist, daß er diese Forschungen nicht nur als zweckfreies Steckenpferd

betrieb, sondern dabei stets seine literarische Arbeit im Auge hatte. Denn im Unterschied zu all den anderen französischen Schriftstellern, die den Rhein und seine Schönheiten besungen hatten, war Wilhelm von dem bemerkenswerten Ehrgeiz beseelt, über alles nur Äußerliche hinauszugelangen und sich so tief in den regionalen Volkscharakter einzufühlen, daß seine eigenen Gedichte gleichsam zu authentischen Hervorbringungen des rheinischen *genius loci* werden konnten. Mehr noch: er wollte nicht nur ein rheinischer Dichter sein, sondern *der rheinische Dichter schlechthin*. Um dieses fast befremdlich anmutende, letztlich wohl auf seinen jugendlichen Überschwang zurückzuführende Ziel zu erreichen, näherte er sich dem Gegenstand seines Interesses auf doppelte Weise: durch die Lektüre von einschlägiger Literatur und vor allem durch unmittelbaren Kontakt mit den Menschen der fremden Umgebung, die er in ähnlicher Weise befragte, wie dies ein Ethnologe bei der Feldforschung mit seinen exotischen Informanten zu tun pflegt. Unter den Büchern, die man nach Apollinaires Tod in seiner Privatbibliothek entdeckt hat, befinden sich neben Märchen- und Volksliedersammlungen wie denjenigen von Grimm, Bechstein, Musäus und Herder eine Reihe speziellerer Werke, etwa *Die deutschen Rheinsagen* von Simrock oder Geibs *Sagen und Geschichten des Rheinlands*, die andeuten, daß es de Kostrowitzky mit seiner Absicht durchaus ernst war. Ein besonders lebhaftes Interesse brachte er den lokalen Legenden und Sagen Kölns entgegen, einer Stadt, die an derartigen Überlieferungen überreich ist. So griff er in mehreren Texten die fromme Mär von den Heiligen Drei Königen auf, deren Gebeine angeblich in Köln ruhen, in anderen kommentierte er das Drama der Heiligen Ursula und ihrer elftausend Gefährtinnen, die, wie es heißt, als christliche Märtyrerinnen von den Hunnen niedergemetzelt wurden. Noch im Titel eines seiner anonym veröffentlichten erotischen Romane spielt Apollinaire auf diese Legende an, wobei freilich aus den *onze mille verges*, den elftausend Jungfrauen, mittels eines schlüpfrigen Kalauers *Les onze mille verges* (Die elftausend Ruten) werden.

Das Studium der Bücher, so intensiv er es betrieben haben mag, genügte dem Amateurfolkloristen nicht, um seinen Wissensdurst in bezug auf die rheinische Volkskultur zu stillen. Wichtiger als alle Bücherweisheit war ihm nicht nur in diesem Falle der persönliche, konkrete Umgang mit den Menschen, insbesondere mit solchen aus den sogenannten niederen Volksschichten. Mit seiner Weltoffenheit, seiner Neugierde, seinem Geschmack am Skurrilen, seiner außergewöhnlichen Beobachtungsgabe und der Fähigkeit, anderen zuzuhören und sie zum Sprechen zu bringen, besaß er alle Voraussetzungen, um derartige Kontakte anzuknüpfen. Da er zudem über einige Deutschkenntnisse verfügte, vermochte er sich, anfangs radebrechend, später recht fließend, mit seinen meist ungebildeten Gesprächspartnern zu verständigen. So mischte er sich, keine Form volkstümlicher Belustigung verschmähend, in Dorfgasthäusern, auf Rummelplätzen oder bei Karnevalsveranstaltungen von Beginn an immer wieder mit großem Vergnügen unter die Bauern, Handwerker und Winzer in Bennerscheid, Honnef oder anderswo, beteiligte sich mitunter sogar an ihren Zechgelagen, ließ sich von ihnen zum Sonntagsschmaus im Familienkreis einladen und schloß Freundschaft mit diesen einfachen Menschen, von denen sich einige noch viele Jahre später mit Sympathie an ihren »Kostro« erinnerten, wie er auch von ihnen genannt wurde. Vor allem aber dienten sie ihm als Informationsquelle für seine Erkundigen zum einheimischen Regionalcharakter. Bereitwillig erzählten sie ihm die alten Sagen und Märchen, die er von ihnen hören wollte, oder sangen ihm sogar Moritaten und Volkslieder vor. Einer dieser Gewährsleute war ein alter Handwerker aus Honnef, dem Wilhelm des öfteren über die Schulter schaute und an den er später in einem Artikel erinnert hat, der sich mit der Fälschung von Kunstwerken beschäftigt. Darin heißt es unter anderem:

Ich habe in Honnef, am Ufer des Rheins, einen Fälscher bei der Arbeit gesehen. Er war ein überaus wunderlicher Greis, der wie ein Einsiedler lebte und nur die Fremden zu sehen bekam, die ihm seinen alten Plunder abkaufen. Die Spezialität dieses Mannes bestand darin, gefälschte Siegburger Töpferwaren zu fabrizieren. Er hatte Freundschaft mit mir geschlossen, und einmal sah ich ihn kniend in seinem Gärtchen, wie er mit feuchter Erde frisch gebrannte Töpfereien beschmierte, die er einige Monate später einem protestantischen Pastor andrehte, der rheinische Antiquitäten sammelte. Dieser Fälscher war nur dann mit sich und der Welt zufrieden, wenn er wieder einmal irgendeinen Napf zurechtfrixiert hatte. Den bewunderte er dann lächelnd und sagte: »Ich habe einen Gott zustande gebracht, einen falschen Gott, einen richtig, hübschen falschen Gott.« Dann nahm er seine Gitarre und sang, seinen zahnlosen Mund verzehrend, alte deutsche Lieder, die das Käthchen von Heilbronn oder den Schinderhannes verherrlichten.

Von den Geschichten, die sich um die Gestalt des Briganten Schinderhannes rankten, war Wilhelm besonders angetan. Dieser Judenplünderer und Mädchenräuber, der ein Jahrhundert zuvor im Hunsrück und an Rhein und Mosel sein Unwesen getrieben hatte, ehe er 1803 in Mainz von den Franzosen, die zu dieser Zeit das Rheinland besetzt hielten, hingerichtet wurde, war im Gedächtnis breiter Volksschichten lebendig geblieben und hatte sich mehr und mehr zur Heldenfigur des edlen Räubers verklärt. Vermutlich in der ersten Hälfte seines Rheinland-Aufenthalts schrieb Wilhelm in dem Bestreben, sich als Sänger der rheinischen Seele hervorzu-tun, selber eine Ballade über den vermeintlichen Volksheros, ein burleskes Gedicht, mit dessen Vortrag er ein oder zwei Jahre später in Paris einigen Lorbeer erntete und das er dann 1913 den »Rheinliedern« der *Alcools* einverleibte. Die in seinem »Schinderhannes« auftretenden Spießgesellen des Räuberhauptmanns, unter ihnen die Brigantin Julie Bläsius, sind ebenso historisch wie einige andere Einzelheiten dieses plebejischen Genrebildes:

*Dans la forêt avec sa bande
Schinderhannes s'est désarmé
Le brigand près de sa brigande
Hennit d'amour au joli mai

Benzel accroupi lit la bible
Sans voir que son chapeau pointu
A plume d'aigle sert de cible
A Jacob Born le mal foutu

Juliette Blaesijs qui rote
Fait semblant d'avoir le hoquet
Hannes pousse une fausse note
Quand Schulz vient portant un baquet

Et s'écrie en versant des larmes
Baquet plein de vin parfumé
Viennent aujourd'hui les gendarmes
Nous aurons bu le vin de mai

Allons Julia la mam'zelle
Bois avec nous ce clair bouillon
D'herbes et de vin de Moselle*

Prosit bandit en cotillon

*Cette brigande est bientôt soûle
Et veut Hannes qui n'en veut pas
Pas d'amour maintenant ma poule
Sers-nous un bon petit repas*

*Il faut ce soir que j'assassine
Ce riche juif au bord du Rhin
Au clair des torches de résine
La fleur de mai c'est le florin*

*On mange alors toute la bande
Pète et rit pendant le dîner
Puis s'attandrit à l'allemande
Avant d'aller assassiner*

(Im Wald macht sich mit seiner Bande
Schinderhannes von Waffen frei
Es wiehert liebestoll der Räuber
Bei seiner Räuberbraut im Mai

Benzel liest hockend in der Bibel
Und merkt nicht wie auf seinen Hut
Den spitzen mit der Adlerfeder
Zielt Jacob Born der Tunichtgut

Und Julchen Bläsius beim Rülpsern
Tut so als ob's ihr Schluckauf wär
Hannes entfährt die falsche Note
Und Schulz schleppt seinen Zuber her

Und schreit mit Tränen in den Augen
O Zuber voller Duft und Wein
Wenn heute die Gendarmen kommen
Dein Inhalt muß getrunken sein

Los Mamsell Julie komm und trinke
Mit uns hier dieses helle Naß
Gemacht aus Moselwein und Kräutern
Bandit im Unterrock dein Glas

Die Räuberbraut ist rasch betrunken
Will Hannes doch der mag nicht mehr
Jetzt keine Liebe meine Schlampe
Bring lieber was zu essen her

Heut abend muß ich noch erschlagen
Den reichen Juden dort am Rhein
Wenn die geharzten Fackeln brennen

Maiblume soll der Gulden sein
Nun wird geschmaust. Die ganze Bande
Beim Essen furzt sie laut und lacht
Wird dann gerührt nach deutscher Weise
Eh sie sich brav ans Morden macht)

Übers. Johannes Hübner

Zwei bemerkenswerte Schlußzeilen, die auf eine spätere Periode der deutschen Geschichte gemünzt zu sein scheinen...

Die Menschenwelt in Apollinaires Werken ist bunt, voller Originale und gesellschaftlicher Randfiguren. Das trifft, wie man an Gedichten wie »Schinderhannes« und »Marizibill« sieht, schon auf die frühen Texte dieses Dichters zu. Der Großteil seiner literarischen Gestalten gehört soziologischen Gruppen an, die das Stigma des Unbürgerlichen, Außergewöhnlichen und Marginalen tragen: Künstler, Zirkusleute, Dirnen, Verbrecher und Clochards. Apollinaire ist diesen allzu oft Gedemütgten und Beleidigten mit Sympathie und ganz offensichtlich auch mit einem aufrichtigen Gefühl der Solidarität begegnet. War er als uneheliches Kind, als Fremder zweifelhafter Herkunft, als materiell lebenslang Unterprivilegierter und vor allem als Dichter nicht selber eine Randexistenz, zumal in jener durch und durch bürgerlichen, das heißt von einem krassen Materialismus geprägten Zeit, die unter der reichlich schönfärberischen Bezeichnung »La Belle Epoque« in die Geschichte eingegangen ist? Er hatte eine Vorliebe für die Zigeuner und vor allem für die Juden. Die Verse »Heut abend muß ich noch erschlagen / den reichen Juden dort am Rhein« aus dem »Schinderhannes« sind also keineswegs als Anwandlung von Antisemitismus zu verstehen. Schon als Neunzehnjähriger hatte sich Wilhelm de Kostrowitzky beachtliche Kenntnisse der jüdischen Gebräuche und Überlieferungen erworben und sogar etwas Hebräisch gelernt. Zu der Zeit, als er im Rheinland lebte, gab es dort noch eine Vielzahl jüdischer Gemeinden, selbst in kleineren Orten, wo die charakteristischen schwarzgekleideten Gestalten mit ihren Schläfenlocken und flachen Filzhüten zum vertrauten Straßenbild gehörten. Eine von diesen Gemeinden befand sich in dem einige Kilometer südlich von Honnef gelegenen Städtchen Unkel. In der dortigen Synagoge hat Wilhelm offenbar Ende September 1901 am Laubhüttenfest teilgenommen. Jedenfalls enthält die »Rheinlieder«-Gruppe in den *Alcools* ein »Die Synagoge« betiteltes Gedicht, das den Vermerk »Unkel, September 1901« trägt. Dieser wiederum genrebildhafte und recht burleske Text, dessen Schlußzeile aus einem Zitat in hebräischer Sprache besteht, illustriert sehr anschaulich, wie bei Apollinaire der geringfügigste Anlaß – eine Beobachtung, eine flüchtige Begegnung, in diesem Fall mit zwei Juden, die auf der Straße in Streit geraten – die Vorstellungskraft in Bewegung zu setzen und zum Ausgangspunkt eines Gedichts oder einer Erzählung zu werden vermochte:

*Ottomar Scholem et Abraham Læweren
Coiffés de feutres verts le matin du sabbat
Vont à la synagogue en longeant le Rhin
Et les coteaux où les vignes rougissent là-bas*

*Ils se disputent et crient des choses qu'on n'ose à peine traduire
Bâtard conçu pendant les règles ou Que le diable entre dans ton père
Le vieux Rhin soulève sa face ruisselante et se détourne pour sourire
Ottomar Scholem et Abraham Læweren sont en colère*

*Parce que pendant le sabbat on ne doit pas fumer
Tandis que les chrétiens passent avec des cigares allumés
Et parce qu'Ottomar et Abraham aiment tous deux
Lia aux yeux de brebis et dont le ventre avance un peu*

*Pourtant tout à l'heure dans la synagogue l'un après l'autre
Ils biseront la thora en soulevant leur beau chapeau
Parmi les feuillards de la fête des cabanes
Ottomar en chantant sourira à Abraham*

*Ils déchanteront sans mesure et les voix graves des hommes
Feront gémir un Léviathan au fond du Rhin comme une voix d'automne
Et dans la synagogue pleine de chapeaux on agitera les loulabim
Hanoten ne Kamoth bagoim tholahoth baleoumim*

(Ottomar Scholem und Abraham Loeweren
Sieht man mit grünem Filzhut am Sabbat zu zwein
Am Rheinufer hin zur Synagoge gehn
Wo die Reben erröten im Morgenschein

Sie streiten und schrein was man niederzuschreiben sich scheut
Der Teufel hol deinen Vater Bastard in der Regel gezeugt
Der alte Rhein hebt sein triefendes Haupt und wendet's lächelnd zur Seite
Ottomar Scholem und Abraham Loeweren sind zornige Leute

Weil man nämlich am Sabbat nicht rauchen darf
Während sich jeder Christ die Zigarre anzündet
Und dann sind Ottomar und Abraham beide scharf
Auf Lia die Schafsäugige deren Bauch sich schon ründet

Dennoch werden sie gleich in der Synagoge sich zeigen
Die Thora küssen die schönen Hüte lüften dazu
Und Ottomar unter des Laubhüttenfestes Zweigen
Lächelt freundlich beim Singen Abraham zu

Ihr maßloses Tremolo und der Männer tieferes Dröhnen
Bringen ein Ungeheuer im Rhein als stöhnte der Herbst zum Stöhnen
Und in der Synagoge voll Hüte schwenkt man die Lulabim
Hanotem ne Kamoth bagoim tholahoth baleumim)

Übers. Johannes Hübner

Über die Frage, inwieweit es dem jungen Apollinaire gelungen ist, seinen Ambitionen gerecht zu werden und tatsächlich so etwas wie ein Dichter des Rheinlands zu sein, läßt sich natürlich streiten. Fest steht, daß bereits die ersten Kritiker und Rezessenten der *Alcools* um 1913 auf starke deutsche Einflüsse, namentlich solche des Volkslieds, in den Texten dieses Gedichtbands hinwiesen. Zweifellos kenne der Autor recht gut die deutschen Romantiker, schrieb beispielsweise Henri Ghéon, der die »Rheinlieder« als »einen echten Gewinn für die französische Poesie« bezeichnete. In einer bemerkenswerten literaturwissenschaftlichen Untersuchung zu Apollinaires Rheinland-Aufenthalt äußerte Jahre später ein Deutscher* die Ansicht, die »Rheinlieder«

assimilierten Stil und Stimmung des deutschen Lieds in einem Grade, der vor ihnen bei keinem französischen Dichter erreicht worden sei. Vor allem das Gedicht »La Loreley«, eine Adaptation der berühmten »Lore Lay« von Clemens Brentano, widerlege, so der Autor, »das eingewurzelte Dogma, nach dem die französische Sprache oder [...] die französische Seele zur adäquaten Erfassung des deutschen Lieds von Haus aus unfähig seien.«

*A Bacharach il y avait une sorcière blonde
Qui laissait mourir d'amour tous les hommes à la ronde

Devant son tribunal l'évêque la fit citer
D'avance il l'absolvit à cause de sa beauté

Ô belle Loreley aux yeux pleins de pierreries
De quel magicien tiens-tu ta sorcellerie [...]*

Ein anderer Kommentator von Apollinaires Frühwerk beantwortet die Frage, wie authentisch das Rheinland-Bild des jungen Dichters sei, dahingehend, daß er von einer subjektiven Nachschöpfung der fremden Landschaft und ihrer Menschen durch Wilhelm de Kostrowitzky spricht, die bei ihm sozusagen »echter als in Wirklichkeit« erschienen. Wichtiger als die Frage nach der Realitätsnähe sei im übrigen die Tatsache, daß Apollinaire nach den Worten des Interpreten »einen geheimnisvollen Gleichklang zwischen seiner Seele und der [rheinischen] Provinz, eine gemeinsame Sensibilität« entdeckt habe. Aus dem Blickwinkel der *französischen* Lyriktradition betrachtet, markieren die 1901 und 1902 entstandenen Gedichte de Kostrowitzkys einen bestimmten Punkt des Übergangs zwischen der Poesie des 19. und der des 20. Jahrhunderts: Formal noch weitgehend dem Alten verhaftet, kündigen sie vom Thematischen und Inhaltlichen her bereits etwas ganz Neuartiges an. Marcel Adéma resümiert: »In dem aus »Neu-Glück« abreisenden Wilhelm de Kostrowitzky ist schon der ganze Guillaume Apollinaire enthalten. Wenn er auch seine Ästhetik noch nicht vollständig herausgearbeitet hat, so verfügt er doch im Ansatz bereits über alles, was sein zukünftiges Werk ausmacht.«

*Ernst M. Wolf: *G.A. und das Rheinland*. Dortmund 1937, kürzlich neu aufgelegt

Die unbeschwerde Heiterkeit, die von Gedichten wie »Schinderhannes« oder »Die Synagoge« ausgeht, empfand ihr Verfasser im realen Leben nur in den ersten Monaten seines Aufenthalts in Deutschland. Der zweite, längere Abschnitt des Rheinland-Jahrs war für den jungen Poeten eine überwiegend traurige, phasenweise sogar überaus schmerzliche Zeit. In den Gedichten, die er seit der Rückkehr von seiner großen Rundreise wieder schrieb, beispielsweise in dem einangs vorgestellten Text »Mai«, drücken sich, mehr oder minder unverhüllt, Schwermut und Resignation aus. Ursache für diese Stimmung, die von April–Mai 1902 an das Ausmaß einer tiefen seelischen Krise annahm, welche noch auf Jahre hinaus in Apollinaires Leben und Schreiben nachwirkte, war Miss Playden, die jungen englische Gouvernante der Vicomtesse de Milhau. Im Laufe der Herbstmonate 1901 war dieses Mädchen zur ersten großen Leidenschaft im Leben Wilhelm de Kostrowitzkys geworden. Annie Playdens hübsche Gestalt steht, anfangs verklärend und wie beflügeln, dann aber immer schattenhafter und quälender, hinter fast allem, was der polnisch-italienische Hauslehrer in der Zeit von August 1901 bis August 1902 und noch eine geraume Weile darüber hinaus an literarischen Werken zu Papier brachte. In einer Studie zu

Apollinaires Frühwerk heißt es, die Gruppe der »Rheinlieder« bilde trotz der großen Verschiedenheit in Tonfall und Eingebung, welche die einzelnen Texte auszeichne, eine klare Einheit dank jener »gefühlsmäßigen Geschlossenheit, die ihnen die ständige Gegenwart Annie Playdens, geheime Quelle allen Empfindens«, verleihe. Ganz zu Anfang – noch in Paris und in der ersten Zeit in »Neu-Glück« und Honnef – begegnete Wilhelm seiner Kollegin lediglich mit freundschaftlicher Sympathie. Doch dann verliebte er sich in sie und begann, ihr immer drängender den Hof zu machen. Kein Wunder, denn Annie »war eine wirkliche Schönheit«, wie eine Apollinaire-Biographin vermerkt; »sie trug ihr dichtes, blondes Haar nach der damaligen Mode hoch aufgetürmt, hatte einen durchsichtigen blassen Teint und große, eisblaue Augen.« Um diese anmutige Person leichter für sich zu gewinnen, schreckte Wilhelm, ohnehin, wie weiter oben schon erwähnt, stets geneigt, seiner Biographie den Anstrich des Mysteriösen zu verleihen, nicht davor zurück, ihr handfeste Lügengeschichten über seinen gesellschaftlichen Rang aufzutischen, indem er sich als Sohn und Erben eines steinreichen Generals aus dem russischen Hochadel ausgab. Nicht unbeeindruckt von derlei Fabeln, aber auch berührt von der liebevoll-zärtlichen Art, in der er sie umwarb, schien Annie ihrem Anbeter eine Zeitlang durchaus gewogen zu sein. Sie begleitete ihn gern auf ausgedehnten Spaziergängen am Honnefer Rheinufer entlang oder durch die Wälder und Fluren rings um Bennerscheid. Ob es in dieser Zeit zu intimen Beziehungen zwischen den beiden kam, ist umstritten. Was Wilhelm betrifft, so behauptete er in Briefen an Pariser Freunde triumphierend, er schlafte mit der Engländerin, und pries mit derber Anschaulichkeit ihre körperlichen Vorzüge (»Titten und ein Arsch!...«) – vielleicht nichts weiter als jünglingshaftes Imponiergehabe, auch wenn er noch Jahre später wiederholte, er habe seine Freundin »fleischlich geliebt«. Jedenfalls ließ sich sein Liebesverhältnis zunächst recht verheißungsvoll an, was natürlich auch in den Gedichten zum Ausdruck kommt, die der Schmachtede damals schrieb:

CRÉPUSCULE

*Ruines au bord du vieux Rhin
On s'embrasse bien dans votre ombre
Les mariniers qui voient de loin
Nous envoient des baisers sans nombre*
*La nuit arrive tout à coup
Comme l'amour dans ces ruines
Du Rhin là-bas sortent le cou
Des niebelungs et des ondines*
*Ne craignons rien des nains barbus
Qui dans les vignes se lamentent
Parce qu'ils n'ont pas assez bu
Écoutons les nixes qui chantent*

Honnef, 1901

(ABENDDÄMMERUNG

Ruinen am Ufer des alten Rheins
Es küßt sich gut in eurem Schatten

Die Schiffer sie sehen uns von weit
Und winken uns zahllose Grüße zu

Die Nacht bricht plötzlich herein
Wie die Liebe in diesen Ruinen
Aus dem Rhein tauchen Köpfe auf
Von Nibelungen und Undinen

Wir fürchten uns nicht vor den bärtigen Zwergen
Die in den Weinbergen jammernd schrein
Weil sie nicht genug getrunken haben
Lauschen wir lieber dem Nixengesang)

Übers. Jean-Pierre Wilhelm

Bald jedoch, vermutlich um die Jahreswende 1901–02, fielen immer längere Schatten auf die Idylle. Das lag zum einen an der wachsenden Zurückhaltung, die Annie, scheinbar grundlos, ihrem Verehrer gegenüber an den Tag legte. Die Ursache für dieses Verhalten könnte darin zu suchen sein, daß die junge Dame sich irgendwann auf die strenge viktorianisch-puritanische Erziehung besann, die sie daheim in London genossen hatte und die sie lehrte, alles Angenehme als böse, alles Schöne als Sünde zu verdammten, zumal wenn diese Dinge von einem undurchsichtigen Halbexoten – und Dichter! – wie Wilhelm ausgingen. Man darf annehmen, daß die Vicomtesse, die den Flirt ihrer beiden Bediensteten von Beginn an mit tadelnden Blicken angesehen hatte, das ihrige dazutat, um Annie in ihrer abweisenden Haltung zu bestärken. Die andre, vielleicht noch gewichtigere Ursache für die zunehmende Trübung des Verhältnisses war der leidenschaftliche, slawisch-italienische Charakter des Liebhabers: Aufbrausend und ungezügelt, war sein Temperament dem des Mädchens gänzlich entgegengesetzt. Annies Zaudern und Zurückweichen stachelten den Dichter aber nur zu um so heftigeren Gefühlsausbrüchen an; besitzergreifend bis zum Exzeß, ohne Geschick im Umgang mit dem schönen Geschlecht, stellte er ihr auf Schritt und Tritt nach, bedrängte sie, machte ihr Heiratsanträge, steigerte sich in eine wilde Eifersucht, weil er sich einbildete, daß der Dorforschulmeister von Bennerscheid ihm »Hörner aufsetzte«, und bedrohte die Geliebte sogar – um bei nächstbester Gelegenheit wieder in die Rolle des zerknirschten Sünders oder sanften Minnesängers zu schlüpfen. Doch je heißblütiger er sich gebärdete, desto frostiger zeigte sich Annie, erschrocken über soviel gottlose Liebesglut. Bald sah Wilhelm nur noch im Schreiben ein Ventil für seine unerwiderten Gefühle, und er tat, was er auch in späteren Jahren immer wieder tun sollte: »Er nährte mit seinen Leidenschaften sein Werk«, wie ein Kommentator treffend bemerkte. Erstmals begann er, sich als der *mal-aimé*, der Ungeliebte und Verstoßene zu fühlen, als der er sich im weiteren Verlauf seines Lebens, das immer wieder von neuem auf die große Erfahrung der Liebe zielte, noch häufiger empfinden sollte. Denn immer wieder wurde er in Liebesangelegenheiten mehr oder weniger bitter enttäuscht, und so zieht sich das Thema des Verschmähtwerdens, das der »falschen Liebe« und der verderbenbringenden Frau, die er mit Legendengestalten wie Loreley assoziiert, wie ein Leitmotiv durch sein Werk. Die Gedichte, die in dieser Phase seiner Zeit in Deutschland entstanden, haben einen sehr elegischen Grundklang, zu dem die winterliche Szenerie, die den Autor rings um das Siebengebirge umgab, aber in einer Art Rückprojektion auch der rheinische Herbst die passenden Farben lieferten. Den Herbst, eines der häufigsten Motive der *Alcools*, bezeichnet Apollinaire in einem Gedicht dieser Sammlung sogar als »Jahreszeit [s]eines Geistes«:

Mon automne éternelle ô ma saison mentale

Ein schönes Beispiel für die herbstlich-melancholische Stimmungslage dieser Periode ist das lange, teilweise in freien Versen abgefaßte Gedicht »Herbstliches Rheinlied«, in dem der junge Dichter sich voller Schwermut an die Toten wendet, die er um ihre Seelenruhe beneidet – ein Gedicht, das im übrigen auch wieder, mit seiner stimmungsvollen Darstellung eines Allerseelentags auf einem rheinischen Friedhof, den poetischen Realismus veranschaulicht, den schon der frühe Apollinaire so glänzend beherrschte. Hier ein Auszug aus dem Text, dem die Angabe »Honnef, November 1901« beigefügt ist und der zur Gruppe der »Rheinlieder« in den *Alcools* gehört:

*Les enfants des morts vont jouer
Dans le cimetière
Martin Gertrude Hans et Henri
Nul coq n'a chanté aujourd'hui
Kikiriki*

*Les vieilles femmes
Tout en pleurant cheminent
Et les bons âmes
Braillet hi han et se mettent à brouter les fleurs
Des couronnes mortuaires*

*C'est le jour des morts et de toutes leurs âmes
Les enfants et les vieilles femmes
Allument des bougies et des cierges
Sur chaque tombe catholique
Les voiles des vieilles
Les nuages du ciel
Sont comme des barbes de biques*

L'air tremble de flammes et de prières

*Le cimetière est un beau jardin
Plein de saules gris et de romarins
Il vous vient souvent des amis qu'on enterrer
Ah! que vous êtes bien dans le beau cimetière
Vous mendians morts saouls de bière
Vous les aveugles comme le destin
Et vous petits enfants morts en prière [...]*

(Die Kinder der Toten gehn
Auf den Friedhof spielen
Martin Gertrud Hans und Heinz
Kein Hahn hat heute gekräht
Kikeriki

Die alten Frauen
Kommen weinend des Wegs

Und die braven Esel
Schreien iah und machen sich über die Blumen
Der Grabkränze her

Es ist Allerseelen und voller Inbrunst
Zünden die Kinder und alten Frauen
Lichter und Wachskerzen an
Auf jedem katholischen Grab
Die Schleier der Witwen
Die Wolken am Himmel
Sind wie Ziegenbärte

Von Flammen und Gebeten zittert die Luft

Der Friedhof ist ein schöner Garten. Darin
Stehn viel grauen Weiden und Rosmarin
Wie oft geschieht es daß ihr Freunde begrabt
Ach! Auf dem schönen Friedhof wie gut ihr's hier habt
Ihr Bettler die ihr im Biersuff verdorben
Ihr die ihr blind wie das Schicksal wart
Und ihr kleinen Kinder die ihr betend gestorben [...])

Übers. Johannes Hübner

Als Wilhelm im Frühjahr 1902, nach seiner durch die Prag-Wien-Reise bedingten Abwesenheit, Annie Playden in München wiedersah, brach das Verlangen nach ihr mit noch größerer Heftigkeit in ihm auf, und er verdoppelte seine Bemühungen, sie zurückzugewinnen. Doch Annie, seiner Ausbrüche und der fortwährenden Streitereien überdrüssiger denn je, wies ihn kategorisch zurück und mied sogar seinen Umgang. Das schien der endgültige Bruch zu sein. Schiere Verzweiflung überfiel den Verschmähten; in einem Brief an einen Pariser Freund äußerte er die Befürchtung, den Verstand zu verlieren. Kein Wunder, daß ihn in dieser Phase die Persönlichkeit Ludwigs II., des wahnsinnig gewordenen bayerischen Märchenkönigs, überaus faszinierte, dessen Schicksal er allen Ernstes teilen zu müssen fürchte. Wahrscheinlich besuchte er während seiner Münchener Wochen Ludwigs Schlösser, etwa Neuschwanstein und Linderhof, und er konzipierte die um den Ludwig-Mythos sich rankende Erzählung »Der Mondkönig«. »*Und mein Leben, um deiner Augen willen, wird langsam vergiftet*«, heißt es in dem Gedicht »Die Herbstzeitlosen«. Ähnlich düstere Töne beherrschen auch die anderen Gedichte, die Wilhelm noch eine Zeitlang schrieb – bis Ende Mai etwa –, ehe er für eine Weile verstummte und seinen Schmerz, statt ihn wie gewohnt in Verse fließen zu lassen, in Alkohol ertränkte. Unter diesen Texten findet sich die bereits erwähnte französische Adaptation – eine sehr *freie* Adaptation – von Brentanos »Lore Lay«, datiert »Bacherach, Mai 1902«, später ebenfalls den »Rheinliedern« der *Alcools* zugeordnet. Die Sagengestalt der verführerisch-verhängnisvollen Loreley, mit der er seine Geliebte identifizierte, erschien dem Verstoßenen als die sinnfällige Verkörperung der bitteren Empfindungen und Gedanken, die ihn bewegten: daß die Liebe eine unheilvolle, zerstörerische Macht sei und der Liebende dem Tod geweiht. Noch unmittelbarer als in diesem Lied drückt sich Wilhelms Schmerz in dem sehr kurzen und schlichten Gedicht »Der Abschied« (in *Alcools*) aus:

J'ai cueilli ce brin de bruyère

*L'automne est morte souviens-t'en
Nous ne nous verrons plus sur terre
Odeur du temps brin de bruyère
Et souviens-toi que je t'attends*

(Ich brach für dich dies Heidekraut
Gedenk der Herbst ist tot ich werde
Dich nie mehr sehn auf dieser Erde
O Duft der Zeit o Heidekraut
Denk daß ich auf dich warten werde)

Übers. Johannes Hübner

Wie die Schlußzeile verrät, hegte der junge Dichter trotz allem noch eine verzweifelte Hoffnung. Und in der Tat hat Apollinaire nach seiner Abreise aus Deutschland – er verspürte nach dem Verlust der Geliebten keinerlei Neigung, seinen Aufenthalt in diesem Land durch eine Erneuerung des Kontrakts mit Madame de Milhau zu verlängern – noch geraume Zeit versucht, Annie Playden zurückzuerobern. Daran hinderten ihn selbst die vielfältigen literarischen Aktivitäten nicht, die er von Ende 1902 an in Paris entfaltete. So reiste er im November 1903 und im Mai 1904 zweimal nach London, wohin Miss Playden inzwischen zurückgekehrt war. Während die erste Reise mit einer erneuten, noch deprimierenderen Enttäuschung endete, schienen sich Willhelms Hoffnungen während und unmittelbar nach dem zweiten London-Aufenthalt doch noch zu erfüllen. Er blieb vier Wochen in England, und Annie verhielt sich ihm gegenüber wie in den idyllischsten Wochen in »Neu-Glück« und Honnef. Zurück in Paris, verkündete Apollinaire, die Geliebte schon triumphierend als seine Frau be-zeichnend, in einem Brief: »Ich habe einen exquisiten Monat in London verbracht. Ich habe dort hinreißende Engländerinnen gesehen und auch meine Frau, die allerschönste [...].« Von der Allerschönsten ist aus dieser Zeit eine Postkarte erhalten, auf der sie ihrem »Kostro« in holprigem Französisch schreibt: »Dank für liebe Karte. Ich denke an Dich. Nicht Dein Photographie für mich vergessen. Tausend Küsse. Denken an mich. Annie.«

Für Apollinaire bestand nun kein Zweifel mehr, daß seine an Verwicklungen so reiche Romanze schließlich doch noch glücklich enden würde. Aber die letzte Wendung des Dramas stand ihm noch bevor: Aus irgendeinem Grund entschloß sich Annie wenig später erneut zum Abbruch der Beziehung, und um sich allen weiteren Werbungen ihres Anbeters ein für allemal zu entziehen, wanderte sie bald darauf sogar in die Vereinigten Staaten aus, wo sie angeblich von ihrem Verlobten erwartet wurde. Dort erfuhr sie, ziemlich erstaunt, ein halbes Jahrhundert später durch einen Literaturwissenschaftler, der an der Erhellung der biographischen Hintergründe von Apollinaires Frühwerk arbeitete und der sie deshalb auf mühsamste Weise ausfindig gemacht hatte, daß »Kostro« ein Dichter gewesen war – ein Dichter, den die Welt sogar seit langem als einen der bedeutendsten seiner Epoche ansah – und daß auch sie selber, aufgrund zahlreicher Texte dieses Mannes, die ihre Person zum Gegenstand hatten, ein wenig in die Geschichte der modernen Literatur eingegangen war. Das eindrucksvollste Denkmal freilich unter all denen, die Apollinaire seiner ersten großen Liebe gesetzt hatte, war nicht eines der »Rheinlieder« aus den Jahren 1901–02, sondern ein mehrere Seiten langes Gedicht, das zum größten Teil aus der Verzweiflung und Bitterkeit nach der ersten der beiden London-Reisen heraus entstanden war und das nach allgemeiner Ansicht zu den schönsten im Werk des Autors der *Alcools* und der *Calligrammes* zählt, da es noch bewegender als alles Vorhergehende den Schmerz eines Menschen über den unwiederbringlichen Verlust eines geliebten Wesens zum Ausdruck bringt. Die-

ses poetische Monument trägt den Titel *La Chanson du mal-aimé* (Das Lied des Ungeliebten). Eine der Strophen des Textes lautet in einer ersten handschriftlichen Fassung, hier ohne Reime übersetzt:

Lebwohl falsche Liebe die du entschwindest
Ach die teure Liebe die hab ich verloren
In einem Wald in Deutschland drüben
Blutend mit gebroch'nem Genick
Liegts sie dort hinter den Sieben Bergen

In der Endfassung des großen Poems finden sich unter anderen folgende Strophen:

J'ai hiverné dans mon passé
Revienn le soleil de Pâques
Pour chauffer un cœur plus glacé
Que les quarante de Sébaste
Moins que ma vie martyrisés

Mon beau navire ô ma mémoire
Avons-nous assez navigué
Dans une onde mauvaise à boire
Avons-nous assez divagué
De la belle aube au triste soir

Adieu faux amour confondu
Avec la femme qui s'éloigne
Avec celle que j'ai perdue
L'année dernière an Allemagne
Et que je ne reverrai plus

(Ich winterete im Ehemals
Komm Ostersonnenschein und raste
Erwärm das Herz das kalt und fahl
Wie jene vierzig von Sebaste
Und lindre meines Lebens Qual

Mein Schiff o ihr Erinnerungen
Wir haben nun schon lang genug
Der Woge Bitterkeit getrunken
Das Meer durchpflügt mit unserm Bug
Von früh bis dumpf der Tag gesunken

Der falschen Liebe ein Ade
Der Liebe die sich von mir wandte
Und der die ich verloren jäh
Vergangnes Jahr im deutschen Lande
Und die ich nie mehr wiederseh)

Übers. Lothar Klünner